

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

299 (24.12.1931) Die Mußestunde





Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

# Die Mußestunde

## Einsame Nacht

Gegen Abend begann ein leichtes Schneetreiben. Es legte über die kahlen Felder eine leichte Decke und überschüttete die Wipfel der Tannen wie mit weißem Puder. Hart und hell standen in der Mitte des Himmels die Sterne. Flirrende Lichtpunkte auf dem dunklen Hintergrunde der Nacht. Dort, wo die Finsternis des Waldes die beiden Doppellinien der Bahngleise auffing fiel ein heller Lichtschein quer über den Bahndamm und prallte an den hageren Silhouetten dürrer Kiefern zurück. Es war die Blockstelle G., deren rote Signallampen gespenstisch durch den Wald leuchteten. Das helle Viereck des Fensters stach seltam gegen die düstere Finsternis der Bäume ab. Hin und wieder tauchte hinter den Scheiben die Gestalt eines Mannes auf, der in das Dunkel hinausspähte, um sich dann wieder seinen Hebeln zuzuwenden. Vielleicht sah er nach den dünnen Schneesträhnen, die der Wind unaufhörlich an den Fenstern vorbeitrieb. Vielleicht auch wartete er auf jemanden.

Es ging in die zehnte Stunde. Der Mann war der Weichensteller Hermann Bund. Er hatte auf dem Tische ein kleines Tannenbäumchen stehen, das mit ein paar dünnen roten Lichtern besteckt war. Das Bäumchen hatte ihm am Vormittag seine Schwägerin, die jüngere Schwester seiner verstorbenen Frau gebracht. Er war erst ein wenig verlegen gewesen. Aber sie hatte ihm noch ein paar kleine Geschenke mit auf den Tisch gelegt und gesagt, daß er doch etwas vom Feste haben sollte, auch wenn er im Dienste sei. Dabei hatte sie ihm zugewinkt und ihm, wie es ihm nachher vorkam, einen Funken Weihnachtsfreude in seine leere und stille Stube getragen.

Seit dem Tode seiner Frau, der so schnell und unerwartet über ihn hereingebrochen war, fühlte er sich am wohlsten, wenn er durch den Wald in den Dienst ging. Er war am liebsten mit seinen Gedanken allein. Besonders schön war es in der Nacht, wenn das Rollen der Züge langsam in der Finsternis herankam und wieder verklang. Dann kam es ihm vor, als rolle sein ganzes Leben vorbei, und er versuchte, die schönsten Bilder herauszufischen. Er trat ans Fenster und sah, wie die roten Schlußlichter des Zuges immer kleiner wurden und endlich ganz in der Ferne verschwanden. Dann trat er zurück, bediente die Signalhebel und setzte sich an den Tisch. Im eisernen Ofen trommelte das Feuer, und die Uhr an der Wand zerschlug mit ihrem Ticken die Zeit in winzig kleine Stücke, die zu Boden fielen, ohne daß man sie aufheben konnte.

So war es auch an diesem Abend. Die Lichter an dem kleinen Bäumchen schmelzen langsam herunter. Hermann schrak aus seinen Gedanken auf. Der Morsecschreiber tickte und meldete den Nachtschnellzug an. Er sah nach den Apparaten: Die Signale standen auf Fahrt. Er trat ans Fenster und sah in die Nacht hinaus. Ganz hinten tauchten die Lichter der Lokomotive auf. Das Schneetreiben hatte nachgelassen. Der Nachthimmel wölbte sich klar über dem schweigenden Walde. Das dumpfe Rollen des Zuges kam näher. Die Mauern des Hauses begannen leise, dann immer stärker zu zittern. Der Zug rückte näher. Schon hatten die Scheinwerfer der Maschine die Reihen der Bäume erlaßt und rissen eine helle Lücke in die Dunkelheit des Waldes. Bis auf einmal stampfend die helle Flut der Wagen rasend und donnernd vorbeijagte, um wie eine geisterhafte Erscheinung im Walde zu verschwinden. Nur ein gedämpftes Rollen drang noch lange zu dem einsamen Manne am Fenster.

Der setzte sich endlich wieder an den Tisch und dachte, daß jetzt überall in der ganzen Welt die Menschen zusammensaßen, daß jetzt aller Kampf und Haß schwieg, als ginge eine Welle des Friedens über die Erde. Ein großes und befreiendes Aufatmen. Da begann es ihn auf einmal schmerzlich zu bedrücken, daß er hier einsam am Tische saß. Allein und mit niemandem beschäftigt als mit sich und seinen Gedanken, die wie das Rollen der Züge an ihm vorbeigingen, mit einer leisen, schmerzlichen Erschütterung, denn der einzige Mensch, der um ihn gewesen war und sein Leben mit Wärme und Zufriedenheit angefüllt hatte lebte nicht mehr.

Während er so da saß, hörte er plötzlich ein Klopfen an der Tür. Ein leises und vorsichtiges, das sich nicht recht getraute. Er fuhr aus seinen Gedanken auf und griff nach der Taschenlampe. Als er die Tür aufschloß, sah er im dünnen Lichtkegel der Laterne einen Mann stehen, dessen dunkler Mantel über und über mit Schnee bedeckt war, wohl auch sehr dünn sein mochte, denn der Fremde zitterte am ganzen Körper, als er Hermann bat, ihn doch für diese Nacht bei sich aufzunehmen. Er komme aus der Stadt, sei lange ohne Arbeit gewesen, und wolle nun in sein Dorf zurückkehren, das noch einige Wegstunden entfernt jenseits des Waldes läge. In der Dunkelheit habe er sich aber verirrt.

Hermann nickte und sagte: „Kommen Sie ...!“ Er ging dem Fremden voran, die Treppe hinauf. Als sie im Lichte standen, blickte Hermann auf seinen Gast, der seinen durchnäßten Mantel auszog und die roigefrorenen Hände gegen die Arme preßte. Es war noch einer von den Jungen, aber die Spuren einer langen und schweren Zeit lagen ihm in kleinen Falten unter den Augen, um den Mund.

Hermann räumte ihm einen Platz ein. Er sagte: „Eigentlich ist es ja nicht erlaubt, daß ich einen Fremden hierher bringe. Aber Sie haben einen weiten Weg, und bei dem Schnee finden Sie im Walde keinen Weg mehr.“ Der An-

## Der Armen Weihnachtslied

Wir Unterdrückte,  
Wir Hungerige;  
Wir schwangere, krankhafte Frauen  
Mit rotglühenden Wangen, wie Friedhofrosen;  
Unsere langen Zöpfe gehen aus von Tag zu Tag.  
Oh, wir sind noch jung; dreißig und vierzig —  
Und unser Mutterleib krümmt sich vor Hunger und  
Wir sind eingedorrt Menschenwürmer,  
Und schreien unsere Leiden aus  
Und weinen nach innen unausgeweinte Tränen. —

Wir Ausgebeulte,  
Wir arme grauhaarige Männer,  
Unsere Beiner sind locker wie altes Kleiderwerk,  
Unsere halbgeblähten Gesichter verblassen vor Schreck,  
Und unsere schwindlichtigen Frauen stechen dahin in  
jungen Jahren —  
Wir wollen sie ernähren  
Mit der Arbeit unserer Hände  
Und mit dem letzten Blutstropfen unserer Lungen.  
Was ist uns Besitz und Vermögen?  
Wir wollen nur Freiheit und Recht,  
Wir wollen Brot, Ruhe und ein Bett für die fünf  
Stunden unserer Nacht.

Wir Sklavenkinder,  
Farblo unsere Gesichter, unsere Haut durchsichtig  
und weiß,  
Unser Körper trägt kaum die Last des kindlichen  
Kopfes  
Und beugt sich früh — mit müden Augen.  
Wir wollen Milch, Milch, rote Äpfel,  
Wollen grüne Gärten und wollen, daß Mutter  
Nicht flucht, wenn wir bitten um Brot,  
Und wollen, wenn sie flucht, daß Vater sie nicht  
prügelt . . . .

Und Ihr,  
Herrscht und böse,  
Stürmt empor zu Größe und Macht,  
Alles zertretend  
Völker und Länder . . . .  
Ihr ohne Gott und Herz,  
Ihr wollt beherrschen  
Menschen, Maschinen und Erde,  
Ihr seid Patrioten,  
Bei satten Mahlzeiten,  
Hurrageschrei und Vaterlandshymnen;  
Ihr blutiger Staub,  
Ihr Monarchisten, Faschisten und Nationalisten.

Wir armen Gerechte,  
Schleppen uns durchs Leben  
Wie kranke Hunde —  
Im Leben verachtet — im Tode vergessen,  
Vom Leben zertreten —  
In schwarzer Erde von Würmern zerfressen .  
Wozu?  
Warum?  
Für wen?

Und höre!  
Wir marschieren, marschieren  
Ueber Menschengrausen, Not und Elend  
Mit flatternden Fahnen und geballten Fäusten  
Und wir künden der Welt;  
Es kommt ein Sturm,  
Der zerreißt die schwarze Decke . . . . .  
Dem blinden Volke wird helles Licht! — — —

keine Antwort gab. Das Essen war bereit, sah einladend aus, doch es war mir unmöglich, etwas zu essen. Achmed machte ein vertriebenes Gesicht und so saßen wir beide ohne Worte. Um Abwechslung zu haben, machte ich eine Runde um die Oase. Ich stand vor einer jungen Palme, brach Zweig und Zweig ab und ging dem LaLger zu. Hier band ich die Zweige zusammen und formte sie zu einem Bäumchen. Bald hatte ich aus den im Gepäck befindlichen großen Talgkerzen ein Dutzend kleine fabriziert und befestigte sie an der kleinen Palme. Achmed sah mir kopfschüttelnd zu, sprach kein Wort. Bald strahlte das Bäumchen mit dem Dutzend Kerzen wie gespenstisch auf der Oase.

Achmed hatte immer noch keine Worte, mit Neugierde betrachtete er mein Christbäumchen. Jetzt konnte er seine Neugierde nicht mehr bemaßigen und begann mit den Worten: „Effendi, du warst so traurig, so ganz anders wie sonst und jetzt sprichst ein Glück aus deinen Augen, ich kann dich nicht verstehen. Willst du nicht deinen Diener und Bruder mittragen lassen an Freude und Leid? Effendi, so manchmal haben wir dem Tod ins Auge gesehen, so manchmal gute und böse Stunden erlebt, doch Allah hat uns immer geholt und nun willst du deinem Bruder dein Herz verschließen.“

Aus seinen Worten sprach Traurigkeit und Wehmut, er war wirklich ein Bruder. „Du hast recht, Achmed.“ sprach ich zu ihm, „ich war wohl traurig und bin wieder froh; heute ist ein Festtag für den Europäer, er erinnert mich an die Heimat über dem großen Meere.“

Achmed war zufrieden. Er freute sich mit mir. Bald waren die Kerzen abgebrannt, nur das fahle Licht des Lgerleuers beschien hin und wieder mein Christbäumchen.

Bald lagen wir im Zelte zur Ruhe, Achmed schlief schon lange. Mir klangen, wie aus weiter Ferne, die heimatlichen Klänge an mein Ohr. Friede den Menschen auf Erden.

## Weihnacht in der römischen Kundenpenne

Der nachstehende Abschnitt ist von der vor kurzem erschienenen Jubiläumsausgabe (92—100. Tausend) des Erlebnisromans „Der Baldamus und seine Streiche“ von Oskar Wöhrle (Verlag „Der Bücherkreis G. m. b. H.“, Berlin SW. 61. Preis 4,80 Mk.) entnommen. Das Werk hat durch die Neubearbeitung nichts von seiner Ursprünglichkeit und Urkraft verloren. Es ist, wie immer wieder in den Vorbesprechungen festgestellt wird, ein Volksbuch im wahrsten Sinne des Wortes, das weiteste Verbreitung verdient.

Als wir beim alten Raniero Weihnachten feierten mit Gegröhl und Lärmen und Rotwein und einem alten Besenstiel, den wir als Weihnachtsbaum aufgemutzt hatten, da kam auch der geschafte Professor und brachte einen Berg voll Kuchen und feinsten Backwaren mit. Derweil wir diesen mit den Augen verschlangen und Speichel schluckten, hielt uns der Profax die Weihnachtsrede. Er sagte, wir Kunden seien doch recht arme, überall geschuckte und gestoßene Gesellen; gleich dem Christkindlein im Stall von Bethleem wüßten wir auch nicht recht, wo wir unser Haupt hinlegen sollten. Das Christkindlein sei wenigstens von Ochs und Esel in seiner Krippe warm angeschraubt worden. Uns aber träfe nur der Eishauch der Polizei oder der Stinkaten satter Bürger. Aber wir sollten darob nicht verzagen; aus dem Zimmermannssohn von Nazareth, dem verachteten, sei der Heiland einer ganzen Welt geworden. Diese Mission hätten auch wir, die Elenden und Ausgestoßenen. Wir seien ein Teil des Proletariats, jetzt noch verfolgt, verachtet, gemieden, unterdrückt, bald aber am Zugriff der Macht und dieses Proletariat hätte die Aufgabe, die kommende Zeit, zu gestalten und der Welt einen neuen Sinn zu geben. Er hoffe, daß von allen, die hier versammelt seien, kein einziger in dem Schlamm bleibe und in der Unwürdigkeit, in denen er sich augenblicklich befinde, und keiner untergehen werde. Nein. Er hoffe, daß wir uns alle im LeBen wieder zurechtfinden, jeder an seinem Ort, zu irgendeinem Tun, zu irgendeiner Arbeit. Dann sollten wir den Hebel ansetzen, um Platz zu schaffen für das Neue. Dieser Kuchen hier, dieser Abfall vom Tische der Reichen und der Uebersatten, den er für uns zusammengeschnorrt hätte, dieser solle uns, wenn wir ihn nachher äßen, wie Feuer im Halse brennen. Nicht nur nachher beim Essen, sondern, als stete Mahnung, diesen Tag und seinen Sinn nie zu vergessen. Das sei seine Auslegung der Christuslegende. Möchten wir sie beherzigen!

Die Worte machten Eindruck. So verrotet auch die Bettelbande im allgemeinen war, so hätten doch viele die hellen Tränen in den Augen und mancher ließ gar seinen Wein unausgetrunken stehen und ging in die Nacht hinaus, den schwarzrauschenden Tiber entlang, das Wasser der Kloaken unter sich, die hellen Wintersterne über sich und um sich die Einsamkeit der schlafenden Stadt.

## Feldgottesdienst

Weihnachten vor fünfzehn Jahren in den tiefen russischen Wäldern. Wir waren bei dreißig Grad Kälte zum Feldgottesdienst angetreten. Die Stiefel schwammen in Lederleite. Die Barbieri hatten fast übermenschliche Arbeit geleistet; auch die Haarschöpfe waren bis auf zwei Millimeter herunter. Wir harrten des Augenblicks, da sich der Herr Divisionspfarrer auf seinen Schlitten nahen um das seinen Pelzen entwickeln würde. Wir warteten eine und eine halbe Stunde. Dann trat der Feldwebel in unsere erstarrten Reihen und verkündete mit alkoholisch verschleierter Stimme: „Feldgottesdienst fällt aus, den lieben Gott friert auch. Wegtreten!“

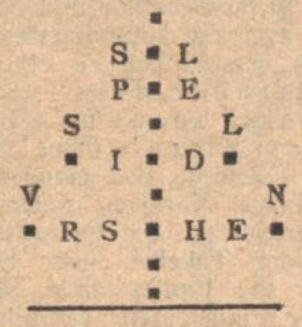
„Was wünschst du dir denn vom Weihnachtsmann, Güntherchen?“ fragte Tante Adele. — „Eine neue Trompete.“ — „Hast du denn schon eine gehabt?“ — „Ja, die ist aber kaputt.“ — „Was willst du denn mit einer Trompete, Güntherchen? Ich denke du bist unmusikalisch.“ — „Das ja, Tante, aber weißt du, Pappa schenkt mir dann jeden Tag einen Groschen, damit ich bloß nicht darauf blase.“

Literatur hinaus. Der Roman bringt uns an die „wirtschaftliche Front“; an die untere Wolga bei Astrachan. Er erzählt mit höchster Spannung klar und wahr die Verhältnisse in einer gewaltigen Fischerei und stellt die Menschen vor uns hin, denen der Verfasser begegnet ist: Russen, Kosaken, Tataren, Kalmücken und ehemalige deutsche Kriegsgefangene. Der Schatten des Bürgerkriegs geht durch dieses Buch, und es gibt gute Einblicke in eine fast unbekannt Gegend; die Steppe bei Astrachan. Barthel schreibt nicht für oder gegen die Sowjets, er bleibt in seinem Urteil stets sachlich, trotzdem er als ehemaliger Anhänger des Bolschewismus sicher manche kritische Randbemerkung zu machen hätte.

Wirtschaftliche Kurzbriefe. Im Rudolf Lorentz Verlag, Charlottenburg 9, erscheint eine Kurz-Zeitung, die wöchentlich einmal nur das Wichtigste des Weltgeschehens unter Ausschaltung aller Sensationsnachrichten bringt und dadurch als Freund und vielfach als Berater aller Vielbeschäftigten gilt. „In der Kürze liegt die Würze“, das ist der Sinn der „DKP“, der Zeitungs-Zeitung. Sie ist vollkommen tendenzlos, dadurch wird die Gewähr für eine wirklich objektive Berichterstattung gegeben. Als Zusatzleistungen erwähnen wir die jedem Heft beiliegende Bildbeilage führender Persönlichkeiten und die vierteljährlich erscheinenden Sonderberichte. Als letzter Sonderbericht erschien das Kurz-Buch: „Organisieren! ja — aber wie?“ Den Abonnenten steht außerdem noch ein mit ersten Fachleuten aller Gebiete besetzter Auskunftsdienst kostenlos zur Verfügung. Interessenten stellt der Rudolf Lorentz Verlag, Charlottenburg 9, bei Bezugnahme auf unsere Zeitung Probennummern gern kostenlos zur Verfügung. Scha.

## Rätselcke

### Christbaum-Rätsel.



Die Punkte dieser Abbildung sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß drei Wörter in den Zweigen der Äste und ein Wort in der Richtung des Stammes entstehen.

### Verwandlungs-Rätsel.

- |                     |                     |
|---------------------|---------------------|
| A.                  | B.                  |
| 1. Haustier         | — Deutsche Stadt    |
| 2. Teil der Schrift | — im Haus           |
| 3. Zahl             | — Schiffsart        |
| 4. Metall           | — Organ im Körper   |
| 5. Auszeichnung     | — Himmelsrichtung   |
| 6. Flächenmaß       | — Vogel             |
| 7. Längenmaß        | — Stadt in Hannover |
| 8. Bindewort        | — Haustier          |
| 9. Feldrand         | — Truppenteil.      |

Sind die unter A bezeichneten Wörter richtig gefunden, sollen durch Vorstellen je eines Buchstabens neun Wörter gebildet werden, deren Bedeutung unter B angegeben ist. Die hinzugefügten Buchstaben ergeben im Zusammenhang gelesen den Namen eines Festes.

## Rätsellösungen

- Broschen-Rätsel: Weihnachten.
- Schlangen-Rätsel: Biel — Luzern — Neuchatel — Langnau — Ulster — Rorschach — Herisau.
- Richtige Lösungen sandten ein: Julius Grimmer, Karlsruhe.
- Verantwortlich: Redakteur Hermann Winter, Karlsruhe



# Wennachten am Südpol

Von Kapitän Scott

Vor zwanzig Jahren erreichte Amundsen zum ersten Male den Südpol, während Scott zu spät kam und auf dem Rückweg starb.

Sonntag, 24. Dezember. Heiligabend. Lager 46. Hypso-meter 2440 Meter. Der heutige Weg müßte eigentlich eine Probe dessen sein, was wir künftig zu erwarten haben. Wir legten im ganzen etwas mehr als 26 Kilometer zurück und hatten nur am Nachmittag stärker zu ziehen, da die Schlitten oft kleben blieben. Der Wind wehte scharf und unausgesetzt aus Südost, was uns beim Marschieren kühl erhielt, im Lager aber gar nicht angenehm ist. Unsere Gesichter überziehen sich nach und nach mit einer Eishaut. Wir tragen jetzt unsere Windjacken und haben den Kopf besser geschützt als sonst; aber diese Kleidung macht das Gehen nicht leichter.

Am Morgen zeigte sich doch wieder ein hoher Eisrücken zu unserer Linken; wir verloren ihn während des Marsches aus dem Gesicht. Aber heute abend erhebt sich ein zweites, kleineres, deutlich an derselben Seite, und die Schneefläche ist abwechselnd hart und weich, voller Vertiefungen und Erhebungen! Wir stehen also schon wieder am Rande neuer Oberflächenstörungen — wenn wir nur nicht unsere Richtung wieder nach Westen verlegen müssen! Wenigstens sind wir heute auf keine einzige Spalte gestoßen — ein gutes Zeichen! Die Sonne scheint von einem wolkenlosen Himmel herab, aber ringsum dehnt sich eine entsetzliche öde Landschaft. Gleichwohl sind wir heiter und freuen uns auf morgen, den ersten Weihnachtsfeiertag.

Montag, 25. Dezember, erster Weihnachtsfeiertag. Schnee gefallen bei starkem Wind, und die Schneewehen lagen hier und da dreißig Zentimeter hoch. Dennoch kamen wir die ersten anderthalb Stunden großartig vorwärts. Dann ging es wieder einen Abhang hinauf, und wir saßen zu meinem größten Ueberdruß abermals zwischen Spalten, die harter, glatter Firnschnee überdeckte, so daß kaum Fuß zu lassen war. Die Schneeschustöcke hallen uns einigermaßen, aber ohne einige Unfälle ging es nicht ab.

Als ich mich zufällig einmal umsah, hielt der zweite Schlitten eine Strecke weit hinter mir, und augenscheinlich war einer von seiner Mannschaft in die Spalte gestürzt. Wir sahen eine halbe Stunde lang, schauerhaft lachend, die Rettungsarbeiten vor sich gehen, und schließlich kamen die anderen wieder nach. Lashly war der Pechvogel gewesen. Ganz plötzlich war er in eine Eisspalte gefallen und hatte seine Kameraden beinahe mit hinabgerissen! Der Schlitten war weitergelaufen und hatte dadurch die Leine so gespannt, daß der Abgestürzte mit dem Seil heraufgezogen werden mußte. Er sagte, die Spalte sei 15 Meter tief und 2 1/2 Meter breit gewesen und habe die Form eines U gehabt — das Wort „unergründlich“ trifft also nur selten zu. Lashly hatte heute gerade Geburtstag; er wurde 44 Jahre alt und ist kerngesund; der Sturz hat seinen Gleichmut nicht im geringsten gestört! — Auf der Höhe besserte sich der Weg. Nur der Wind war heftig und hemmte die Schlitten in der Fahrt. Am Nachmittag gerieten wir nochmals zwischen Eisspalten und verdeckte Risse, und obendrein zogen mächtige Schneestraßen fast in unserer Richtung hin. Wir marschierten wohl 3/4 Kilometer weit zwischen solchen Strafen und brachen dabei oft ein. So kamen wir schließlich an eine riesengroße, von schroffen Abhängen eingefaltete Mulde. Ist dies ein versenkter Berggipfel oder ein mächtiger Wirbel im Eisstrom? Wir reiten uns aus dem Bereich der Spalten auf etwas tieferes Niveau und kamen dann bis halb 8 Uhr prächtig vorwärts, so daß wir trotz aller Hindernisse eine Tagesleistung von 28 Kilometern aufzuweisen hatten. Ich wußte, daß das Abendessen sehr ausgiebig sein würde, und das war es auch — so sehr, daß ich die Beschreibung auf morgen früh verschieben muß. Im Laufe des Nachmittags erhielten wir übrigens wieder einen schönen Ueberblick über das Land. Die Domeinkette fällt ganz schroff ab, dann kommen zwei Straßen und zwei andere Landmassen. Ähnlich haben wir im Norden der Wild-Mountains gleichfalls eine Straße und eine Landmasse. Die verschiedenen Straßen sind ohne Zweifel überfließendes Eis, und die



dere setzte sich und schweig. Nach einer Weile, als draußen wieder ein Zug vorüberkam, begann er vor sich hin zu reden: „Man findet sich hier nicht mehr zurecht. Ihr lebt auf den Dörfern, so in aller Ruhe. Wir haben das längst schon verloren in der Stadt. Auch wie so ein Wald rauscht, das hat man schon ganz vergessen.“ Dabei begann er über die rohe, nackte Tischplatte zu streichen, als wäre sie etwas Warmes und Lebendiges. Der Weichensteller holte aus seinem Paket Brot und Wurst. Er schob dem Jungen einen Teil zu: „Essen Sie nur! Viel ist es ja nicht.“ Er sprang auf einmal etwas Frohes in sich. Das Alleinsein hatte er in den letzten Tagen wie einen Druck auf dem Herzen gefühlt. Nun begann sich der Druck aufzulösen, und an seiner Stelle saß jetzt eine kleine Zufriedenheit. Er blickte den Andern fragend an. Der hob den Kopf: „Ich habe einen Bruder im Dorfe; bei dem will ich den Winter zubringen. Im Frühjahr wird sich schon wieder etwas finden.“ Dann schwiegen sie beide. Nach einer Weile sprach der Weichensteller: „Jetzt kommt nur noch ein Güterzug. Dann ist es still bis zum Morgen. Sie können sich dort in die Ecke legen und schlafen.“ Als der Andere sich sein Lager zurecht gemacht hatte, trat Hermann ans Fenster. Das Schneetreiben hatte wieder begonnen. In dichten Flocken wirbelte der Schnee durch den Wald, der schweigend lag wie in allen Nächten. Und Hermann riß das Fenster auf, als müßte er diese Stille, diese feierliche Ruhe in großen Zügen tief in sich einziehen. Alfred Prugel.

## Weihnachten in der Wüste

Ergebnisse von Heinz Schäfer

„Effendi“ (Herr), Allah, unser Gott, wird dir zürnen, wenn du dein Leben so in Gefahr gibst, wenn du diesen so gefährlichen Weg durch die Wüste „e Tih“ antrittst.“ „Sei unbesorgt, Achmed“, antwortete ich, „du selber warst ja mein Begleiter durch das wilde Wahabitengebiet, durch die Lande der Bodjävölker, wo wir so manches angenehme und unangenehme Abenteuer erleben mußten.“ „Effendi, du weißt, daß ich es nur gut mit dir meine, du weißt auch, daß diese Gegend von räuberischen Beduinen bewohnt ist, nochmals bitte ich dich, von dieser gelährvollen Wanderung abzusehen.“ So sprach Achmed, mein Diener, mit dem ich bereits verschiedene Länder bereist hatte. Achmed war Araber, beschäftigte sich jahrelang in Ägypten als Dragoman (Fremdenführer), wo er sich verschiedene europäische Sprachen, darunter auch Deutsch, aneignete. Auf Sinai, wo ich mich als Gast im Zeltlager eines Beduinenstammes befand, lernte ich ihn kennen. Er war wanderlustig, was ohnedies eine Seltenheit beim Araber ist, hatte Interesse an Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen derselben und war außerordentlich tapfer. Achmed war mir mit der Zeit wie ein Bruder geworden, der an Anhänglichkeit und Treue kaum übertroffen werden konnte. Wir belanden uns am Fuße des Dschebel „e Tih“ auf Sinai, nahe dem Meerbusen von Akaba, der östlich und westlich von ziemlich hohen Gebirgszügen begrenzt ist. Das Zelt war aufgeschlagen. Achmed saß am Lagerfeuer und bereitete den von mir geschossenen Springhasen zu. Bald war das Menü zubereitet. Bohnensuppe, Hasenbraten am Spieß, als Nachtisch getrocknete Datteln. Nach Beendigung dieses Mahles hatten wir noch das Abkochen des schmutzigen Zisternenwassers, da dies ungekocht kaum getrunken werden konnte. Kurz danach lagen wir in Decken gehüllt in tiefem Schlaf. Wohl mehrmals erwachte ich, griff nach der Waffe, doch alles blieb ruhig. Der Morgen kam, die Sonne schien heiter, bald war das Frühstück beendet, das Kamel gepackt und Wasser in Schläuche verbracht. Wir hatten vorerst noch ziemlich hohe Gebirgspässe zu überwinden, hin und wieder im Tale eine Wasserstelle, wo matigrüne Palmen mit üppigem Gestrüpp abwechselten. Bald passierten wir eine alte, nach Mekka führende Pilgerstraße, mußten dieselbe aber bald verlassen, da unser Weg nach Norden führte. Eigentlich war überhaupt kein Weg vorhanden, der Kompaß mußte uns vorerst den Weg weisen. Wir hätten so ungefähr sechs Marschstunden hinter uns, die Landschaft hatte sich verändert, an Stelle des Gebirges trat so langsam die tote, öde Fläche, die Wüste. Endlich erreichten wir einen einigermaßen festen Weg. Wir sanken nicht mehr wie bisher bis an die Knöchel in den Sand, sondern hatten festgetretenen Sand auf der anscheinend ganz wenig benützten Karawanenstraße. Es war gegen Abend, als Achmed im Gehen anhielt und mit der Hand nach Norden wies. Ein winziger Punkt war zu sehen. Ich nahm mein Zeißglas und sah ungefähr einen Kilometer entfernt eine regungslose Gestalt im Sande liegen. Nach etwa 15 Minuten hatten wir dieselbe erreicht. Die Waffe in der Hand, näherte ich mich dem noch immer leblos daliegenden Beduinen, den ich sofort an seinem Aeußeren erkannte. Bald sah ich auch an der linken Schläfe eine blutüberlaufene Wunde. Sofort rührte mich an die Untersuchung derselben. Sie war weniger tief und rührte wohl von dem Schlag eines stumpfen Gegenstandes her. Schnell war die Reiseapotheke zur Hand. Mein erstes war, ich tröpfelte dem Beduinen einige Tropfen Kognak in den Mund. Die Wirkung war eine sehr rasche. Schon nach einigen Minuten schlug er die Augen auf. „Moie“ (Wasser), war sein erstes Wort. Gierig leerte er einen Becher nach dem andern. „Kattar cheirak, Barakallah fik“ (Ich danke dir, Gott segne dich), waren seine mit dankbarem Lächeln begleiteten Worte. Mit kurzen Worten schilderte er uns den Ueberfall von räuberischen Beduinen. Da dieselben in größerer Zahl waren, war es ein leichtes, mit ihm fertig zu werden. Kamel, Dolch und Geld nahmen die Räuber ihm ab und ließen ihn in diesem Zustande in der Wüste liegen. Es war der Sohn des Scheichs der Huweitat, welche eine Tagereise von hier ihr Lager hatten. Mit Hilfe von Verbandsmaterial hatte ich bald einen Verband angelegt. Da es schon dunkelte, schlugen wir abseits von der Karawanenstraße das Zelt auf. Kein Wild war zu sehen, wir mußten also mit Konserven vorliebnehmen. Achmed funktionierte als Koch, währenddessen ich mich, so gut es eben ging, mit dem Huweitat unterhielt. Und bald dampfte die Suppe. Nach dieser gab es gebratenes Ziegenfleisch und Früchte, danach den arabischen Kaffee. Der Huweitat mußte wohl oder übel nach europäischer Art bei uns speisen. Derselbe war hocherfreut über Messer, Gabel und Löffel, die bei den Beduinen überhaupt nicht existieren. Und ich

traute mich an seinem Appetit. Das Nachtessen war mit einem jeden Bissen, ich verband am anderen Morgen die Wunde des Huweitat und nach dem Frühstück ging es der Heimat des Nomaden zu. Unter Führung des Scheichsohnes, der sich inzwischen ziemlich erholt hatte, erreichten wir abends noch vor Dunkelheit das Lager des Stammes der Huweitat. Eingeschlossen in einer Talmulde sah ich etwa 50 der viereckigen Nomadenzelte, dazwischen die Lagerfeuer, an denen emsig die Frauen das Nachtmahl zubereiteten, dazwischen die dunkelhaarigen Wüstenkinder mit allerlei Spielen. Unsere Ankunft wurde bemerkt, der Scheich, ein ehrwürdiger Greis, kam uns entgegen. „Wallahil asim“ (Bei Gott, dem Allmächtigen), rief der Scheich erschrocken, als er seinen am Kopfe verwundeten Sohn sah. Schnell griff er nach dem Dolche, während er uns mit scharfen Blicken musterte. „Halt ein, Vater“, rief der Sohn, „es sind meine Retter, ohne sie wäre ich den Schakalen und Hyänen anheimgefallen.“ Mit wenigen Worten schilderte er dem Scheich sein Erlebtes. Derselbe war so gerührt, daß ihm die Tränen über die Wangen rollten. Mit rührenden Worten kam er auf mich zu und sprach: „Inte deifi“ (Du bist mein Gast). Allah segne eure Ankunft, tretet ein in mein Zelt.“ Wir nahmen auf einem mit Matten belegten Holzgestell Platz. Die Nargile (Wasserpfeife), die aus einer Kokosnussschale bestand, wurde gebracht, Kaffee in kleinen Holzassen und bei diesem erzählte der junge Huweitat seinem Vater sein Erlebtes. Dieser erwog auch sofort die Verfolgung der Räuber, welche er auf den nächsten Morgen festsetzte. „Ihr Männer vom Stamme der Huweitat“, ling der Scheich zu reden an, „dieser Mann ist ein großer Effendi aus dem Abendlande, ein Krieger der Alemannen, von denen wir viel gehört haben. Man hatte sie uns als schlechte Menschen geschildert. Allah möge diesen Verleumdern die Zunge verdorren lassen. Dieser Effendi mit seinem Diener, ein Moslem, haben meinen Sohn Machmud, der dem Verschmachten nahe war, gerettet und wie einen Bruder gepflegt. Allah möge ihnen dies vergelten.“ Es war am frühen Morgen, ich stand vor dem Zelte. Silberne beschien die Sonne die Zeltdansiedlung der Huweitaten sowie die unendlich tote Fläche, die Wüste. Alles war noch in tiefem Schlaf. Ich nahm eines der angebundenen Pferde und ritt ein Stück durch die Wüste. Die Morgenfrische tat mir wohl, ich spürte keine Lust, Halt zu machen. Ohne zu wollen, befand ich mich schon ein gutes Stück in der Wüste. Das Lager meines Gastgebers erschien mir in winzigen kleinen Punkten. Ich wollte eben den Rücktritt ins Lager beginnen, als ich östlich auf einer Sanddüne eine Anzahl berittener Beduinen erblickte. Ich nahm das Glas und zählte fünf wilde Gestalten. Diese mußten mich schon bemerkt haben, sie ritten direkt auf mich zu. Mein Gewehr hatte ich fest in der Hand, ich hoffte, da die Beduinen meistens gar keine oder nur schlechte Waffen haben, im Falle eines Angriffs mit denselben fertig zu werden. Ungefähr zehn Meter vor mir machten sie Halt. „Saiam“ (Friede sei mit euch), grüßte ich dieselben. Statt eines Gegengrusses erwiderte der eine: „Taalaa hennel“ (Komm her.) Ich hatte natürlich vorerst keine Lust, dieser gefälligen Einladung Folge zu leisten, ersah auch sofort, da kein Gegengruß erfolgte, daß diese keine guten Absichten mit mir hatten. Der eine wandte sich an mich mit der Frage: „Wer bist du?“ „Ich bin Alemanne!“ „Was machst du hier in der Wüste?“ „Ich will die Sterne der Wüste kennenlernen.“ „Bist du ein Kafir?“ (Ungläubiger.) „Ich bin ein Christ!“ Da mir Achmed sonst als Dolmetscher diente und ich nur wenig arabisch verstand, so konnte ich mich auf weitere Unterhaltung nicht einlassen. „Hal el fulus“ (Gib dein Geld her), erwiderte mit gierigen Blicken ein anderer. „Mafisch“ (Gibts nicht), sprach ich und gab einen Schuß in die Luft ab. Gleichzeitig gab ich dem Pferde einen Druck und ritt im Bogen nach rechts, so daß ich bald die Räuber flinkieren konnte. Ich tat dies mit Absicht. Der Schuß wurde sicher im Lager gehört, in diesem Falle konnte ich den Räubern den Weg abschneiden. Dieselben machten auch vorläufig keine Anstalten, mir zu folgen, sie schienen in anregender Beratung zu sein. Gleich darauf sah ich eine Staubwolke in der Richtung nach dem Lager, ich wußte, es waren die Huweitaten. Ich versuchte nun auf Umwegen, den Räubern in den Rücken zu kommen, es gelang mir auch, und zu meinem Vermögen ritten dieselben langsam auf mich zu, so daß sie bis auf etwa fünfzig Meter herangerückt waren, erkannten die Räuber ihre gefährliche Lage. Sie wollten schnell das Weite suchen, doch es war zu spät. Ich hielt dieselben von vorne in Schach, indessen waren die Huweitaten so nahe herangerückt, daß den Räubern ein Entkommen ganz unmöglich war. Ich berichtete Achmed mit wenigen Worten das Ergebnis, der es verdolmetschte und bald wurden die fünf Oelangen ins Lager geführt. Machmud, der Sohn des Scheichs, erschien und erkannte zu seiner großen Freude die fünf als diese, die ihn beiraubten. Nun herrschte die größte Freude im Lager. Die Gelangenen wurden gefesselt und zur Bewachung übergeben. Den Abend verbrachte ich noch im Lager und rüstete mich für die am anderen Morgen beginnende Weiterreise. Und so ging die Wanderung in den nächsten Tagen durch die Wüste ohne jedes Abenteuer. Am vierten Tage erreichten wir eine Oase, die trotz des guten Wassers unbewohnt war. Das Lager befand sich unter Palmen, wo Achmed wieder seine Kochkunst zum besten gab. Ich selber durehsah verschiedene meiner Papiere. Eigentümlich, mein Taschenkalender kam mir zur Hand. Da ich verschiedene Aufzeichnungen auf der Reise machte, um überhaupt betrefis Datum auf dem Laufenden zu bleiben, blätterte ich einige Minuten in dem Büchlein nach. Ein freudiger Schreck ging mir durch die Glieder, mein Kalender zeichnete den 24. Dezember. Ein wehmütiges Gefühl überkam mich, ich befand mich im Geiste in meinem Schwarzwald, sah das tiefschwarze Wäldermeer mit eingebetteten Schluchten, mit idyllisch gelegenen Bauernhäuschen. Ich sah mich als Junge an des Vaters Seite beim Errichten des Christbaumes. Eine Kugel um die andere, ein Lichtlein von unten bis oben, bis endlich derselbe in seiner glitzernden Pracht auf dem Tische stand. Jetzt erst beklagte sich Achmed, da ich ihm auf seine verschiedenen Fragen



nen. Den Schluß machte ein Nachtisch aus Karamels und eingemachtem Ingwer. Nach diesem Schmaus konnten wir uns kaum mehr rühren, haben alle wieder voll geschlafen und fühlten uns wieder einmal durch und durch warm — die Wirkung der reichlichen Nahrung. (Mit besonderer Erlaubnis der Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig, dem Buche „Letzte Fahrt“ von Kapitän Scott entnommen.)

## Bücher

Sternbüchlein 1932 von Robert Henseling. Mit 40 Abbildungen und einer Planetentafel. 1932, 94 S. Kl.-8°. Franck'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. Preis RM. 1.50. — Wenn in den kalten Winternächten der Sternhimmel die ganze Fülle seiner zauberischen Pracht erstrahlen läßt, wenn „der gestirnte Himmel über uns“ überwältigend die Unendlichkeit der Welt uns bewußt werden läßt, dann trachten wir nach den Bildern und Symbolen, nach den Wegen und setzen, um diese Welt zu erfassen, von Mond und Sternen, von der Welt der Planeten, von Finsternissen, Sternschnuppen — von alledem, was seit je die gläubige und abergläubische Phantasie und Spekulationswut der Menschen beschäftigt, spricht das Sternbüchlein. Robert Henseling, der es, wie alle Jahre, nun zum einundzwanzigstenmal herausgibt (Franck'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, Preis RM. 1.50), ist Wissenschaftler und bekannt dafür, daß er es versteht, auch die kompliziertesten Dinge für jedermann leicht verständlich zu erklären und klarzulegen. Das Sternbüchlein 1932 gibt für jeden Monat eine bequeme Übersichtsübersicht über alles, was am Sternhimmel vorgeht, über den Stand der Fixsterne, den Gang der Planeten. Geschickt gezeichnete Karten unterstützen das Verständnis und erleichtern die Orientierung. Ein Sternschnuppenkalender, Tabellen über Sonnenstand, Planetenlauf, über die Jupitermonde, Sternbild-Erklärungen, eine große Planetentafel vervollständigen den Inhalt des handlichen, aufschlußreichen Büchleins, das allen, die gern nach den Sternen sehen, warm empfohlen sei.

Das Goethejahr 1932, das nicht nur literarisch interessierten Kreisen im Jahre zu weitgehendster Würdigung dieses großen Dichters Anlaß geben wird, dürfte durch einen soeben im Verlag von Georg Schauer, Berlin-Schöneberg, erschienenen Kartenkalender für das Goethejahr 1932 (Preis 1.50 RM.) eine Bereicherung erfahren haben, welche über den Tag hinaus die Bedeutung Goethes in Bild und Text weitesten Schichten näher rücken kann: in Form eines Abreißkalenders werden in 28 Künstlerkarten alle bedeutenden Phasen des Lebens und Wirkens Goethes dem Betrachter näher gebracht und so eine plastische Vertiefung des Lebens und Wirkens des großen Meisters erreicht, die in Verbindung mit der gerade jetzt so notwendigen Lektüre seiner Werke dazu angetan sein können, den Gedanken der Humanität und der Schönheit zu verbreiten, der gerade unserer heutigen Zeit so sehr fehlt.

Der große Fischzug. Von Max Barthel. Ein Erlebnisroman aus Sowjetrußland. Geheftet RM. 3.50, Leinenband ED. 5.—, Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart. — Der bekannte Arbeiterdichter führt uns in seinem Erlebnisroman ins Herz von Sowjetrußland bis an die Grenze Asiens. Aus eigener Anschauung und als scharfer Beobachter schildert er den russischen Menschen und das russische Land, in dem auch heute noch „der Himmel hoch und Väterchen Stalin weit fort ist“. Der Verfasser hat mehrere Jahre drüben gelebt und gearbeitet und gerade das eigene Erleben hebt dieses ungemein wahre Buch weit über die übliche Rußland-